

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wiß in Breslau.

N^o. 74.

Mittwoch, den 14. September 1864.

II. Jahrgang.

Die **Breslauer Hausblätter** erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. Inserate werden bei einer starken Auflage mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zelle oder deren Raum berechnet und in der Expedition, Universitätsplatz Nr. 16, angenommen.

[Stand der Welthändel.] Der in Köln am 8. d. M. in Gott entschlafene Cardinal und Erzbischof Johannes v. Geißel war am 5. Febr. 1796 in der bayerischen Pfalz geboren, studirte zu Mainz, ward Priester 1818, dann 1819 Pfarrverwalter in Hambach, 1820 Lehrer am Gymnasium zu Speyer, 1822 daselbst Domkapitular und zugleich Schulrath. Er gewann das Vertrauen König Ludwig I. von Baiern, wurde 1835 Domdechant und 1836 Bischof von Speyer. Nach dem bekannten Kampf der Kölner und Posener Erzbischöfe gegen die antikatholische Praxis bei gemischten Ehen wurde Geißel Coadjutor des Erzbischofs Clemens August 1841, und nach dessen Tode 1845 wirklicher Erzbischof. Außer seinen geistlichen Arbeiten beschäftigte er sich auch literarisch. Seine Werke: der Kaiserdom zu Speyer, über die Schlacht von Hölzheim und mehrere, auch lateinische, Dichtungen geben davon und von seiner hohen geistigen Begabung Beweis. Den Ausbau des herrlichen Kölner Domes hat er besonders gefördert.

Aus **Wittenberg**, 29. August, erhält der „Volksbote“ folgende Mittheilung: „Am heutigen Tage fand hier eine Versammlung von 22 Missionspriestern aus dem Apostolischen Vicariat Anhalt und den Provinzen Sachsen und Brandenburg statt, um sich über die kirchlichen Verhältnisse in der Diaspora (den Gegenden, wo die Katholiken da und dort zerstreut leben) zu besprechen. Vor der Berathung wurde vom Herrn Pfarrer Küstner von Dessau, welcher zugleich Dechant der Anhalt'schen Missionen ist, ein feierliches Hochamt gehalten. Ein Gefühl der Wehmuth bewegte die Herzen der anwesenden Missionspriester bei dem Gedanken, daß in dieser Stadt die unglückliche Glaubensspaltung ihren Anfang genommen, und beim Anblick des zur Abhaltung des Gottesdienstes eingerichteten kleinen Lokals, das fast an den Stall von Bethlehem erinnerte. Aber auch Freude befeelte ihre Gemüther: denn daß sie sich in so großer Zahl in Wittenberg wieder versammeln konnten, ist ein Beweis, welchen Fortschritt der Katholizismus in jener Gegend, aus der er ganz verbannt war, bereits wieder gemacht hat. Dieser Fortschritt ist wesentlich auch ein Werk der Missionsvereine, welche durch ihre Gaben die Errichtung zahlreicher

Missionen möglich gemacht haben. Mögen die Mitglieder dieser Vereine fortfahren durch Gebet und milde Spenden das zu fördern, wozu bereits der Anfang gemacht ist. Es bleibt noch viel zu thun übrig: denn den meisten Missionen fehlt noch ein anständiges Gotteshaus, indem alte verfallene Scheuern oder Stallungen (gerade wie früher in Irland) gegen hohe Miete zum Gottesdienste eingerichtet sind, oder wo solche nicht zu haben, sogar Tanzsäle (!) benutzt werden müssen. In Weissenfels in der Provinz Sachsen hat am Feste der Hh. Peter und Paul der Gottesdienst in Ermangelung eines Lokals unter freiem Himmel gefeiert werden müssen. Tausende in diesen Gegenden sind der Gnadenmittel ihrer Kirche auch jetzt noch völlig beraubt und müssen ohne die Tröstungen eines Priesters und ohne die heil. Sacramente aus diesem Leben scheiden. Was kann man Schöneres thun als zur Rettung der Seelen seiner Mitmenschen und zur Verbreitung seines Glaubens beizutragen.“

Die **badische Regierung**, welche gegen den das katholische Recht auf die Schulen wahren Herrn Erzbischof so grobe Beschuldigungen in die Welt schrieb, ist durch die Gegenschrift des geistlichen Ordinariats gründlich abgeführt worden. Damit steht freilich dieser Schulkrieg auf der alten Stelle, der die Absichten des freiheitsverlogenen und rechtsfeindlichen Liberalenthums auf so klare Weise beleuchtet. Es wird in Baden angestrebt, was auf dem preuß. Landtage versucht ward, die Schule zur Staatsdomäne zu machen und zu verweltlichen. Bekanntlich verlangte v. Spbel für diese Schulen als Hauptsache der Religion Beibringung von „Gottvertrauen“ und „Gottbedürftigkeit“ und ein anderer Stimmführer in ihnen die Bildung des „Armenischen“, wobei er jedoch sicher nicht den sündlosen Adam im Sinne hatte. Ueber diese und ähnliche Schulen spricht der hl. Vater in einem Schreiben an den Erzbischof von Freiburg: „Wenn man irgendwo einen solchen äußerst verderblichen Plan aufnehmen oder ausführen würde, die kirchliche Autorität aus der Schule zu verbannen, und die Jugend in elender Weise der Gefahr bezüglich des Glaubens auszusetzen: so müßte die Kirche dort nicht nur mit der äußersten Anstrengung Alles aufbieten und keine Mühe sparen, daß diese Jugend

des nothwendigen christlichen Unterrichts und der Erziehung theilhaftig werde, sondern sie würde sich auch genöthigt sehen, die Gläubigen zu warnen und ihnen zu erklären, daß solche der katholischen Kirche feindseligen Schulen nicht mit gutem Gewissen besucht werden können."

Die badische Regierung ist sehr ungehalten, daß der Herr Erzbischof gegen ihr kirchen- und glaubensgefährliches Schulgesetz protestirt und meint, durch dasselbe sei das konfessionelle Interesse hinlänglich gewahrt, besonders da der Gemeinde ein großer Einfluß auf die Schule gestattet sei, welche also die katholischen Interessen wahrnehmen könne. Das soll beruhigen! Und die Regierung scheint sogar auf Vertrauen Anspruch zu machen, obgleich doch die Erfahrungen der Katholiken in Baden in Schulsachen nicht darnach angethan sind, die katholische Vertrauensseligkeit zu fördern. Dafür sei nur die stiftungsmäßig katholische Universität in Freiburg in Betracht gezogen. Vor 50 Jahren stellte man an ihr den ersten Protestanten an und jetzt ist es soweit, daß an dieser katholischen Universität der Berufung eines Professors besonders entgegensteht, wenn er ordentlich katholisch ist. Am liebsten werden an ihr Taufbuchkatholiken angestellt, welche ihre Kinder protestantisch erziehen lassen. Deren sollen außer den wirklichen Protestanten gegenwärtig etwa fünf da sein. Die will nach solchen Erfahrungen der Katholiken die Regierung, welche zudem gegen den Diözesan-Oberhirten eine maßlose Sprache durch den Minister Lamey führt, katholisches Vertrauen ansprechen? Das Mißtrauen ist doch da gar nicht unnatürlich.

Nebst andern läutet die „Augsburger A. Ztg.“ von Zeit zu Zeit die Armenlinderorgel der kathol. Unduldsamkeit in Tirol, wo man gern die Einheit des Glaubens bewahren und deshalb der Einbürgerung des Protestantismus wehren möchte. Ob die Tiroler Gründe haben zu solcher Abwehr? Es scheint, wenn sie auf ihr Nachbarland, die „freie Schweiz," hinblicken, wo die katholischen Kantone sich gegen die Protestanten sehr tolerant erweisen. In der Hauptstadt des größten kathol. Kantons, in Luzern, wird jeder Protestant ohne Bedingung als Bürger aufgenommen; ja es ist gegenwärtig ein Protestant in Luzern Gemeinderath. Sind die protest. Eidgenossen gegen ihre kathol. Landsleute auch so tolerant? Keineswegs; alle Arten von Protestanten zeigen gleichmäßige Unduldsamkeit gegen die Katholiken. In dem pietistischen Basel sind 11,000 Katholiken; dennoch darf keiner Bürger werden, außer wenn er seinen Glauben um's Bürgerrecht verkauft und verräth, d. h. wenn er unterschreibt, daß er die Kinder protestantisch erziehen läßt. Ja es kam vor einiger Zeit der Fall vor, daß ein kathol. Lehrer an der Realschule plötzlich entlassen wurde, weil er eine ihm angetragene junge Wittve nur unter der Bedingung heirathen wollte, daß die Kinder katholisch werden. Es giebt in Basel pietistische Familien, welche absichtlich kathol. Dienstboten zu bekommen suchen, um sie vom kathol. Glauben abwendig zu machen, was ihnen manchmal auch gelingt. Den kathol. Geistlichen werden zuweilen große Schwierigkeiten gemacht, im Spital den Katholiken die Sterbesakramente zu bringen;

den Todten dürfen sie aber niemals in priesterlicher Kleidung auf den Kirchhof begleiten. Je was den Katholiken selbst in türkischen Städten gestattet wird, daß sie nämlich zum Gottesdienst die Glocke läuten, ist ihnen in Basel verboten; in Basel haben die Katholiken in dieser Beziehung das ganze Jahr hindurch Charfreitag. — Eben so wie Basel nimmt auch das rationalistische Zürich, das lebenslustige Bern und das erwerbeifrige St. Gallen keinen Katholiken auf, wenn er nicht ehr- und gewissenlos dazu versteht, seine Kinder protestantisch erziehen zu lassen. Die Protestanten, die darüber jammern, daß man sie nicht in Tirol einlassen will, mögen sich vorerst an ihre sieben Glaubensbrüder in genannten Städten wenden und ihnen Toleranz predigen. Den Katholiken aber zumuthen, sie sollen unter solchen Verhältnissen den Protestanten Alles verwilligen, heißt ihnen zumuthen, sie sollen gutmüthig sein bis zum Blödsinn; und diese Zumuthung selbst ist eine Unverschämtheit.

In Italien scheint man nachgerade hoffnungslos zu werden. Ein liberales Blatt, der „Osservatore Viacentino" stellt seinen Parteigenossen und den Republikanern gleichmäßig ein politisches „Armuthsattest" aus, indem es schreibt: „Die Gemäßigtenliberalen haben Italien ganz nach Belieben und in ihrem Sinne regiert; es wurden ihnen Deputirte zum Parlament gesandt, die nach ihrem Wunsch waren. Die Opposition der Linken machte ihnen wenig Verlegenheit; wenige Länder können eine so absolute Herrschaft aufweisen, wie es die der Gemäßigtenliberalen war. Und welche Früchte brachte sie? es möge die Geschichte reden. Der erbärmlichste Zustand unserer Finanzen, allgemeine Verarmung, Mißkredit bei allen auswärtigen Höfen; allgemeine Unzufriedenheit in allen Provinzen, Raub, Betrug, Diebstahl u. dgl., nach allen Seiten hin sind ihre Erfolge, Dinge, die unfehlbar den Sturz unseres Vaterlandes herbeiführen werden. Das Schlimmste aber ist, daß die andere Partei (die republikanische) nichts Besseres hoffen läßt. Hinsichtlich der Finanzen würden die Linken, wenn sie an's Ruder kämen, ihre Parteigänger und Helfershelfer, die sich jetzt nur mit den Brosamen der Reichen begnügen müssen, auf öffentliche Unkosten mästen; den alten Blutegeln würden sie auch noch die Raupen beigegeben. Um die Gewissensfreiheit im vollsten Sinne durchzuführen, würden sie die Religion unserer Väter ganz zerstören und unsern Klerus verfolgen. In Betreff der Politik wollen sie Hundert wagen, um fünf oder gar nichts zu gewinnen. Kurz, unser Zustand ist auf das äußerste angekommen, so daß Alle für die Zukunft zittern und bebren. Die Gemäßigten weinen bei den verlassenem Wahlurnen; die Republikaner verzweifeln, auch nur drei Monate den Anlauf der Coalition auszuhalten zu können. Der großmüthige Bundesgenosse fordert einen zu hohen Preis für französische Hilfe und verlangt nicht weniger als die Insel Sardinien und Genua; England schwächet vor Liebe zu Sizilien, dem natürlichen Stapelplatz Europa's nach Eröffnung des Suezkanals; Spanien dürstet nach Nachbarn; Deutschland möchte uns vertilgt wissen. Die einzige wirksame Hilfe kann also nur bei den Italienern selbst gefunden werden."

den. Aber die Unmoralität und Gottlosigkeit gewisser Liberalen haben sie so in Mißkredit gebracht, daß man es für Gotteslästerung halten würde, auch nur das kleinste Opfer zu bringen für einen Zustand der Dinge, den man gründlich haßt. Dieses sind die Früchte der von den italienischen Kammermännern befolgten und durchgeführten Politik.“ Nun, das war ja unsere Meinung von jeher; in Italien dauert's lange, ehe manchen Leuten die Augen aufgehen.

Ueber die Verschleuderung der Staatsgelder, welche trotz Pump und Raub nie reichen wollen, schreibt ein Turiner in der „Civiltà cattolica“: „Wir haben ein Recht zu wissen, wohin diese unsere Gelder kommen. Wenn in einigen Monaten Minghetti allein 670,000 Fr. geheimnißvoll verausgabt, wie viel wird er in einem Jahre verausgaben? wie viel werden seine Kollegen ausgeben?“

Will Jemand wissen, wie mit den öffentlichen Geldern umgegangen wird, der höre und staune dann nicht mehr, daß Italien an diesem Krebschaden zu Grunde gehen muß.

Daß man die Völker mit dem Golde zur Revolution aufzustacheln suche, ist zwar eine alte Taktik, wurde aber in Neutalien im großartigsten Maßstabe angewendet. Die Aufwieglung von Toskana kostete 56 Millionen Fr., jene von Parma und Modena 35 Millionen, jene der päpstlichen Provinzen 89 Millionen und die von Neapel 300 Millionen. Die ganze Welt weiß es und Niemand verwundert sich mehr darüber. Acht Millionen sind jährlich unter dem Titel geheimer Ausgaben angewiesen und bestimmt, die Römer gegen den Papst aufzuwiegeln, Spione in Rom zu unterhalten, Verräther zu mästen.

Italien ist aus der Revolution hervorgegangen, muß also auch die Revolution, d. i. die Werkzeuge der Revolution erhalten und belohnen. Zu diesem Zwecke mußte und muß man diejenigen belohnen, die die Revolution gemacht haben; daher gab und gibt es Tausende und Tausende von Revolutionären, denen man Aemter, Pensionen und Entschädigungen bieten muß.

Man mußte die Verräther wie auch jene reichlichst belohnen, welche beim Revolutionmachen mitgeholfen haben, und diesen wurden ungeheure Summen zugeworfen, bald unter dem einen, bald unter dem andern Titel. Man mußte und muß auch diejenigen belohnen, welche die Revolution angenommen haben, und daher hier eine Eisenbahn, dort einen Hafenbau, anderswo ein neues Theater! Man muß Zeitungen besolden, welche die Revolution vertheidigen und lebendig erhalten. Man muß die Carabinieri (Gensdarmen) und Sicherheitswachen in's unendliche vermehren, damit sie bei dieser gänzlichen Entseßung aller Leidenschaften, bei dieser Sittenlosigkeit, die in Neutalien herrscht, doch zum Theile das Leben und Eigenthum der Bürger schützen. Man muß ein Herr von mehr als 100,000 Mann unter den Waffen halten, und Märsche, Gegenmärsche und beständige Hin- und Herbewegungen machen lassen, damit es gegen das Brigantenthum kämpfe, welches auf die allgemeine Volksabstimmung gefolgt ist. Man muß riesenmäßige Kriegsrüstungen machen, um sich zu einem Krieg zu bereiten, den man alle

Tage herausbeschwören möchte, der aber alle Tage weiter hinausgerückt zu sein scheint, und der den Oesterreichern Venetien, den Franzosen Rom abnehmen soll. Und wie nun die eine oder die andere der aus den eben erwähnten Ursachen nothwendig gewordenen Ausgaben nicht gemacht wird, ist Italien schon in Gefahr zusammen zu stürzen.“ So die „Civiltà.“

Das ist das mit Verrath, Raub und Blut zusammengeklebte „befreite und geeinte Italien,“ bei dem unsere Fortschrittlichen und Liberalen mit freundlichem Kopfnicken zu Gevatter standen, um sich und ihre politische Weisheit zu empfehlen.

Ist's zu verwundern, wenn bei solchen Zuständen das Räuberthum in Süditalien wächst und Unthaten erzeugt, wie folgende? Die „Gen.-Corresp.“ nämlich berichtet: „Der Wirthschaftsinspektor eines im Gebiete von S. Felice, in der Nähe von Posentino gelegenen und nach seinem Eigenthümer Tommasulo genannten Gutes, Namens Felice Pascale, hatte vor Kurzem eine der schmucksten Dirnen jener Gegend zur Frau genommen. Der Ruf ihrer Schönheit war bis zu den Briganten der Umgegend gebrungen, von welchen zwei der Ungezügeltsten sich am frühen Morgen des 10. v. M. nach dem gedachten Wirthschaftsgebäude begaben, wo sie auch wirklich in abgelegener Stube die junge Frau in Gesellschaft ihres Mannes fanden. Während nun der eine der beiden Briganten Erstere mit eiserner Kraft in seine Arme faßte, warf der Andere den Mann durch Kolbenschläge und Fußtritte zur Thüre in den Hof hinaus. Diesen aber ergriff der Muth der Verzweiflung, so daß er, ohne an die eigene Gefahr zu denken, blickschnell seine Feldart zur Hand nahm und, dieselbe hoch schwingend, in die noch offene Stube stürzte, wo er, laut fluchend und lärmend, dem mit seinem Opfer ringenden Angreifer den Kopf von rückwärts vollständig spaltete und sich dann wie rasend auf den Helfershelfer stürzte, der aber, theils ob der Ueberraschung, theils das Herbeileilen noch anderer Leute befürchtend, seine Rettung in der Flucht suchte und fand. Tags darauf wurde Pascale von der Localbehörde im Orte selbst, welcher eine Meile weit von dem Gebäude liegt, aufgefodert, die Leiche des erschlagenen Briganten, eines gewissen Antonio Pontillo, dahin zu transportiren und dort einen getreuen Bericht seiner That zu Protokoll zu geben. Aber während seiner Abwesenheit drang die rachsüchtige Bande des Remolino, welcher jener Pontillo angehört hatte, nun vollzählig in das Wirthschaftsgebäude; die Räuber rissen die von dem ausgestandenen Schreden noch krank danieder liegende Frau aus dem Bette, zogen sie vollständig aus, banden sie mit doppelten Stricken auf eine Bank, mißhandelten und marterten sie in brutalster Weise, erstachen sie schließlich und zündeten das ganze Gebäude an. Als kurz darauf Pascale zurückkehrte, fand derselbe Hof und Haus ganz niedergebrannt und in den noch rauchenden Trümmern nur die verkohlten Gebeine seiner geliebten Frau.“

In Athen hat's Ende August in der Nationalversammlung eine großartige Prügelei gegeben, so daß die Leute

von der Galerie aus Thür und Fenster mit dem Geschrei geflüchtet sind: „Man prügelt sich, man schlägt sich todt!“ Diese Sorte von Extrahaltung unter den Herren „Griechenbefreier“ ist wegen eines impertinenten Briefes entstanden, den ein Abgeordneter an den König Georgios geschrieben. „Schad' um jeden Schlag, der fehlgegangen ist!“ denn es werden wohl Wenige in der „ehrenwerthen“ Versammlung sein, die nicht von Rechtswegen Schläge verdient hätten!

Neustadt D./S. [Auf die Beurtheilung der diesjährigen Neustädter Realschulprogramm-Abhandlung in Nr. 70 d. Bl. sendet uns Hr. Rektor Kleineidam folgende Erwiderung, die wir deshalb fast zurückgelegt hätten, weil er ihre Aufnahme auf Grund des Preßgesetzes verlangt, was hier ganz unzulässig, da in der beregten Kritik weder Thatsachen entstellt, noch Angriffe enthalten sind, welche das Preßgesetz im Auge hat. Wir nehmen die Entgegnung lediglich aus dem Grunde auf, um Hrn. Rektor Kleineidam sich ebenfalls explizieren zu lassen, können uns aber der Besorgniß nicht erwehren, daß wir ihm damit keinen günstigen Dienst erweisen.] Die Entgegnung lautet: In der Abhandlung des Jahresberichtes der Neustädter höheren Bürgerschule sollen sich nach der Ansicht des Recensenten in Nr. 70 d. Bl. viele gewagte und falsche Behauptungen und triviale Excurse befinden.

I. Zu den gewagten Behauptungen rechnet derselbe den Satz „Sokrates hat die wahre Philosophie vom Himmel gerufen.“ Diesem von dem ganzen Alterthume als richtig anerkannten Satze stellt der Recensent entgegen: „daß dieses Verdienst seiner Ueberzeugung nach dem Sohne Gottes zuzupredigen sei.“ Demnach gab es nach der Meinung des gelehrten Herrn Recensenten bei den Griechen keine wahre Philosophie, Plato und Aristoteles waren keine Philosophen. Wer aber solche Dinge behaupten kann, leugnet, was alle Fachmänner eingestehen, daß die Koryphäen aller christlichen Philosophen den großen Denkern Plato und Aristoteles nur sehr bescheiden an die Seite gestellt werden können, und vergißt darauf, daß die Lehre Christi den Armen im Geiste gepredigt wird.

II. Zu den falschen Behauptungen rechnet Recensent „daß Elisabeth von England eine gelehrte und energische Königin genannt wird, welche Englands Größe schuf.“ Um dieses darzulegen nennt Recensent die Königin ein Ungeheuer und sagt, daß nach Cobbet unter der Regierung derselben 187 Personen der Bauch aufgeschlitzt und die unerhörteste Katholikenverfolgung organisiert worden sei. Logisch stehen diese Thatsachen mit meiner Behauptung in keiner Verbindung. Denn, wenn sich die Königin auf die angeführte Weise ihrer wirklichen oder mutmaßlichen Gegner entledigt hat, so kann man wohl sagen Elisabeth war grausam, aber meine Behauptung wird dadurch nicht im mindesten erschüttert. Der gelehrte Herr Recensent scheint gar nicht beachtet zu haben, daß von S. 5—10 nicht von großen Männern, sondern von großen Herrschern die Rede ist, daß ich also bei Elisabeth nur die Herrschertugenden hervorheben durfte. In dieser Ansicht werde ich bekräftigt, da derselbe mit dem Vorwurfe „ich hole weit aus“ zu erkennen giebt, daß er als Einleitung be-

trachtet, was ich für einen Theil der Abhandlung erkläre. Zum Beweise dafür, daß mein über Elisabeth ausgesprochenes Urtheil nicht protestantischen Geschichtscompendienfabrikanten entlehnt ist, werde ich den katholischen Oberlehrer W. Pütz am kaiserl. Gymnasium zu Köln reden lassen, dessen Handbuch seit langer Zeit auf den meisten kathol. Anstalten Preußens eingeführt ist. Th. III. S. 53: „Unter der weisen Verwaltung von erfahrenen Staatsbeamten blühte Landbau und innerer Verkehr. Entdeckungsbreiten, die wiederholte Umseglung der Erde, Anstellungen in Nordamerika so wie die Gründung der ostindischen Compagnie gaben dem auswärtigen Handel eine größere Ausdehnung. Dem Siege über die unüberwindliche Flotte folgte die Erbauung einer englischen Kriegesflotte von 42 Schiffen und die Gründung einer britischen Kolonialmacht in Nordamerika. Endlich gelang es ihr auch in den letzten Tagen (ihres Lebens) Irland zu unterwerfen.“ Das Epitheton „gelehrt“ wird der Königin Elisabeth ertheilt von Schloffer, Bd. XIII. S. 135: „Elisabeth war nicht allein der gelehrten Sprachen und der ganzen Bildung ihrer Zeit mächtig, sondern sie hatte auch durch die Schicksale unter der Regierung ihres Vaters und durch die Verfolgung unter Maria eine Reife des Charakters und Urtheils erlangt, welche angehenden Regenten in der Regel nicht zu eigen zu sein pflegt.“

Auch das Beiwort „grausam“, womit ich Philipp II. bezeichnet habe, wird gerechtfertigt durch Pütz, Bd. III. S. 3: „Auf Karl folgte Philipp II., Gemahl der Königin Maria von England, der durch finstere und stolzes Benehmen keineswegs die Liebe seiner Unterthanen gewinnen konnte. . . Die Erneuerung der Verfolgung der Mauren, die nicht nur ihrem Glauben sondern auch ihren Sitten und Gebräuchen, ihrer Kleidung und Sprache entzogen sollten, (wie es das königliche Edikt vom 17. November 1566 unter Androhung der Todesstrafe forderte), erzeugte einen zweijährigen Bürgerkrieg, in welchem Grausamkeiten aller Art auf beiden Seiten verübt wurden.“ Damit übereinstimmend äußert sich Schloffer, Bd. XIII. S. 18—29; Hotell und Welser gehen noch spezieller darauf ein; Graf Albert von Circourt schildert die Verfolgungen der Mauren in einem Werke von drei Bänden.

Selbst die Behauptung „daß gut eingerichtete höhere Schulen das beste Mittel gegen hohle Scheinbildung sei“ findet Recensent falsch, und läßt sich durch seine Oppositionslust zu der unerhörten Behauptung hinreißen, „daß sich der sittliche Charaktermangel vorzugsweise bei denjenigen Personen vorfinde, welche höhere Schulen besucht haben.“ Was wollte Herr Referent erwidern, wenn man aus dieser unüberlegten Aeußerung folgern wollte, er müsse wohl entweder keine höhere Schule besucht, oder durch ihren Besuch sich einen sittlichen Charaktermangel zugezogen haben. Kein Wunder also, wenn er im Herzen ein Feind der höhern Schulen, mit dem Munde aber ihr Freund sei.

III. Zu den trivialen Excursen (Kuriositäten) rechnet Recensent die Behauptung, „daß die Wissenschaften Erholung gewähren und zu neuer Arbeit kräftigen.“ Dagegen sagt Referent: „Unseres Erachtens ist die Beschäftigung mit den Wissenschaften, wenn sie nicht eine Spielerei sein soll, selbst eine recht anstrengende Arbeit. Wenn also nach des Tages Last und Hitze

Jemand sich ernstlich mit den Wissenschaften beschäftigen wollte, so fügte er jedenfalls der überstandenen neue Last und Hitze hinzu, und dürfte wenig Kräftigung zu einer Arbeit verspüren.“ Dieser Grund ist nicht stichhaltig, denn der menschliche Geist erholt sich nicht durch Unthätigkeit, sondern durch den Wechsel in der Beschäftigung. Varietas delectat. Mensalitur cogitando. Es hat auch zu allen Zeiten Männer gegeben, welche sich nach Erfüllung ihrer Berufspflichten sehr viel und angestrengt mit Kunst und Wissenschaft beschäftigt haben. Für meine Behauptung sprechen die Vereine der Meisterlänger während des 15., 16. und 17. Jahrhunderts in fast allen bedeutenden Städten Deutschlands. Hans Sachs war ein Schuhmacher aus Nürnberg, welcher unter seinen Werken 56 Tragödien und 68 Komödien hinterließ; Sebastian Brandt war ein Rechtsgelehrter und Verfasser des berühmten satyrischen Gedichts „das Narrenschiff;“ Johann Fischart war Amtmann und Verfasser von mehr als 50 satyrischen Gedichten, welche zum Theil zu den besten Literaturproducten seiner Zeit gehören; Albrecht v. Haller, Verfasser des bekannten Gedichtes „die Alpen“ war Professor der Medicin; Wschner, Appellations-Gerichtsrath in Ratibor, beschäftigt sich noch heut mit der griechischen Literatur und ist bekannt durch seine Homerübersetzung. Ja es wäre eine Schande, wenn es nicht in jeder Stadt Männer gäbe, welche ihre Mußestunden gern den Wissenschaften widmen.

Das Urtheil des Recensenten über die Vermittelung der klaren Begriffe von den Eigenschaften Gottes durch das Studium der Geschichte, Geographie, Naturgeschichte würde nur dann gerechtfertigt sein, wenn Wahrheiten der Religion bestritten oder der Religionsunterricht für unnötig erklärt worden wäre. Im Angesichte der bestehenden Verhältnisse aber glaube ich, daß man dem Lehrer der Geschichte, Geographie und Naturgeschichte, welcher die Wahrheiten der Religion den Schülern durch seinen Unterrichtsweig veranschaulicht, sowohl von Seiten des Katholizismus wie des Protestantismus und des Judenthums zu großem Danke verpflichtet ist. Wir haben nämlich nicht bloß katholische, sondern auch protestantische und jüdische Schüler und zwar in einer doppelt so großen Anzahl, als es das Verhältniß dieser Konfessionen bei der Einwohnerzahl Neustadts vermuthen läßt.

Hiermit halte ich die von dem Recensenten gemachten Anschuldigungen für hinreichend widerlegt. Schließlich aber muß ich mein tiefes Bedauern ausdrücken, daß der Recensent den Verdacht erregt, er habe sich nicht aus Wahrheitsdrang, sondern aus der Absicht den Rektor Kl. verhaßt zu machen und das Gedeihen der neu errichteten Schule zu untergraben, zu seiner Recension herbeigelassen.

Kleineidam, Rektor d. höh. Bürgerschule in Neustadt D./S.

Schule der Weisheit.

[Um zwei Soldi Excommunication.] Einige Wochen nach Veröffentlichung der päpstlichen Bulle vom 16. März 1860, in welcher alle Verräther der päpstlichen Staaten von der heil. römisch-katholischen Kirche exkommuniziert, d. h. ausgeschlossen wurden, trat so Einer in ein Caffeehaus der Stadt Rom, und

sagte in Gegenwart Anderer, mit der Hand auf eine Brantweinflasche zeigend, im wüsten Tone zum Kellner: Geben Sie mir um zwei Soldi Excommunication. Der Kellner gab ihm ohne etwas zu erwidern das verlangte Glas Brantwein. Kaum hatte der Unglückliche das Glas auf einen Zug geleert, fiel er todt zu Boden. Die Nachricht von diesem traurigen Falle verbreitete sich augenblicklich durch die Stadt und das Volk nahm erschütternden Antheil daran.

(Der Apologist von Turin, Nr. 41, 1862.)

[Ein Garibaldiner Antichrist.] Vor wenigen Wochen nahm in einem Wirthshause in Sassari ein Garibaldiner ein möblirtes Zimmer in Miete. Als er in dasselbe eintrat, erblickte er zu Haupten des Bettes ein hölzernes Kreuzifix. Sogleich brach er in Verwünschungen und Gotteslästerungen aus, riß es von der Wand herunter, zerplitterte es mit den Zähnen und warf die Theile in's Feuer. Was geschah ihm? Es gingen nicht drei Tage herum, da war er eine Leiche, und welche! der Leichnam war entsetzlich aufgetrieben, schwarz wie eine Kohle, die Augen weit offen, starr und feuerroth wie die eines Verdammten. Die Nachricht dieser Begebenheit brachte „lo Stenbardo cattolico.“ Ihm berichtete sie ein Correspondent aus derselben Stadt. Wir entnehmen sie dem Apologisten von Turin (28. Okt. 1863).

Beronica.

Erzählung von Maria Franziska.

(Fortsetzung.)

Das Gepolter um sie her sagt ihr, daß das heilige Opfer vollendet ist; sie hebt aber den Kopf nicht in die Höhe. Es wird immer stiller und leerer, eine Ruhe, eine süße Erquickung überfällt sie; könnte sie jetzt doch schlafen und ihrem müden Gehirn eine kurze Erquickung zu Theil werden. In der Kirche schlafen? Ei ja, warum nicht? Wo sich am Besten im Wachen leben läßt, muß sich auch am Besten schlafen lassen. Aber sie schläft nicht; sie bleibt die Hüterin der heiligen Hallen, bis die Schlüssel des Glöckners rasseln; dann rafft sie das Bündel auf und verläßt die Bank und kniet nieder, die Kinder haben es eben gethan, sie will auch ein Kind sein, und sie wankt hinaus und steht vor der Pforte und blickt auf das alte Leben und Treiben wieder hinab. Wo ist sie gewesen in diesen Stunden? In einer andern Welt, in einem andern Leben, und vor diesen alten Bekannten graut ihr, zurück in die Kirche! aber der Glöckner tritt im selben Augenblick heraus und er sieht sie verwundert an. „Haben Sie was vergessen?“ fragte er.

„Nein,“ sagt sie kalt und gefaßt, dreht sich um und fliegt die Stufen hinunter, ohne zu wissen was sie thut. Und dann geht sie weiter in die Stadt hinein.

„Habt Ihr eine Stelle für ein Dienstmädchen?“ sagt sie in eine kleine Bude tretend, zu der Frau hinter dem Ladentisch.

„Nein, mein Kind, 's ist alles schon vergeben, es müßte was für Oktober kommen, gestern erst habe ich ihrer dreie vergeben, und“ — Sie weiß genug. Soll sie weitergehen? Sie geht und wiederholt bald mit matter Stimme ihre Frage.

Die Frau mustert sie neugierig. „Ja, Mamsellchen, gewiß,

hier drüben in der Brauerei zum rothen Regel und in der Restauration bei Volgers. Habt Ihr denn schon gedient, als Kammerjungfer wohl, he?"

„Nein, ich möchte gern in ein stilles Haus. Adieu.“

Damit war ihre Auskunft zu Ende. Sie ließ sich durch ein Dienstmädchen zu einer dritten Stelle zeigen, wo sie todtmüde anlangte.

Habt Ihr eine Stelle für ein Dienstmädchen? Erlaubt, daß ich mich sehe" — und sie sinkt auf einen Stuhl.

„Armes Kind, Ihr seid wohl krank? was für eine Stelle wünscht Ihr denn? Ich habe grade eine honette, für die Ihr vielleicht gut wäret, nicht zu viel Arbeit, ordentliche Leute, guter Lohn. Seid Ihr katholisch? Ja? dann ist es gut, denn die Herrschaft will nur ein katholisches Mädchen. Ihr könnt gleich mal hingehen. Armes Geschöpf! Ihr kommt wohl weit her?"

Elise nickt leise mit dem Kopfe, ihr todtblaßes Gesicht wird roth. „Neumarkt 32; seid Ihr bekannt in der Stadt?" Sie nickt wieder. Nach einer Weile trat sie neubelebt ihren Weg zu dem ihr angewiesenen Hause an und verließ es bald darauf mit der hoffnungreichen Aussicht, hier einen recht guten Dienst zu finden. Morgen sollte sie kommen, sich den endgültigen Bescheid holen.

Ja, bis Morgen! jetzt war es Mittag. Sie sah, wie Alles auf der Straße, Schulkinder und Erwachsene nach Hause eilte, wo eine, wenn auch noch so bescheidene Tafel ihnen gedeckt war. Aber Elise hatte jetzt kein Zuhause mehr, sie hatte sich davon losgesagt und konnte nicht zurückkehren. Sie war so erschöpft, daß sie großes Verlangen nach Speise fühlte.

Etwas Brod hatte sie sich mitgenommen, und die Mutter hatte ihr zwei Silber Groschen gegeben, um sich davon während des Tages zu beschäftigen, wie denn die Fabrikarbeiter in nahe gelegenen Häusern, welche, sobald das Bedürfnis sich eingestellt, sich in Koffhäuser verwandelt hielten, für ein oder zwei Silber Groschen etwas farge, magere Kost erhielten. Sie verzehrte ihr Brod auf der Straße, und da der Hunger einstweilen gestillt war, fragte sie sich um so dringender, wo sie die Nacht über bleiben sollte. Sie hatte schon daran gedacht und die Frau, bei der sie den Dienst suchte, gefragt, ob sie nicht schon diese Nacht in ihrem Hause bleiben könne, und als diese sie darauf angesehen, fügte sie wie nothgedrungen hinzu, sie kenne Niemanden in der Stadt.

Ihren Worten schien geglaubt zu werden, obgleich sie ihr in der Seele brannten und ihr Herz dabei hörbar pochte. Die Frau sagte aber, das ginge nicht, da die Kammer der Diensten zu beschränkt sei.

Als sie so durch die Straßen wanderte, fiel ihr Blick auf ein an das Fenster geklebtes Papier, auf dem stand, daß hier eine Schlafstelle zu vermieten sei; sie saßte sich Muth und ging hinein und mietbete sie für diese Nacht. Wie aber sollte es sein, wenn sie die Stelle nicht erhielt? Sie mochte nicht daran denken und wußte nicht, was sie dann beginnen sollte. Sie setzte sich in dem Stübchen nieder und überdachte, was sie mit der Dame so eben gesprochen. Sie hatte gesagt, sie kenne Niemanden in der Stadt, in dieser Stadt, ihrer Vaterstadt! Warum

hatte die Frau sie auch so unglaublich angesehen? Sie hatte lange nicht mehr daran gedacht, aber jetzt fiel es ihr ein, das vierte Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren, damit es dir wohl ergehe auf Erden! Wie hatte sie dagegen gesündigt, welsch eine Lüge hatte ihr Mund gesprochen! Es war nicht die erste, o nein, aber es war die allerschrecklichste. Wie oft hatte sie einen Augenblick der Rache gegen ihre Eltern herbeigesehnt, und nun, da sie ihn gekostet hatte, schien es ihr über alle Maßen entsetzlich. Ja, das ist das Elend des Elenden, das ist der Fluch der Sünde, eine zieht die andere nach sich. Gibt es denn da nur ein Verlorengelien? gibt es keine Hilfe, keine Erhebung, keine Rettung?

Am andern Tage trat sie ihren Dienst an in einem Zustande geistiger und körperlicher Erschlaffung, der sie fast untüchtig machte zu allen Dienstleistungen. Sobald sie aber unter Dach und Fach war, eine hinreichende Kost empfing und gute Behandlung, fing sie wieder an menschlich zu fühlen und zu denken. Ihre Seele athmete wieder auf. Die wilde Verzweiflung, mit der sie sich selbst und ihr Leben und alle Menschen und die ganze Welt angesehen, linderte sich, ihr bewegtes Gemüth wurde ruhiger. Es gab Augenblicke, wo sie zu sich selbst sagte: Jetzt will ich nichts mehr denken, es ist so gut einstweilen, denke nichts! — und Abends, wenn sie sich auf ihr Bett legte, freute sie sich ihrer Einsamkeit und Morgens, wenn sie erwachte, freute sie sich derselben wieder und ging dann an ihr Tagwerk. Nicht willenlos und gedankenlos; was sie that, that sie ordentlich und zur Zufriedenheit ihrer Herrschaft, und wenn ein kleines Wort oder Lächeln sie dafür belohnen sollte, sog sie es gierig in sich ein, als wollte sie an einem Tropfen ihre durstige Seele ersättigen. Sie dachte eben nur an ihre Arbeit, und die war glücklicher Weise reichlich und harmlos genug, sie unausgesetzt zu beschäftigen, aber nur auf leichte und sanfte Art. Sie vergaß bald Alles darüber; die Eltern, den Bruder, ihre letzten Tage zu Hause und den verhängnißvollen Montag, nur an Eine dachte sie inzwischen, an Veronika. Es verlangte sie zu derselben hin, und jeden Tag hoffte sie, Veronika aufsuchen zu können, bis es ihr endlich gelang.

Und da saß sie, und Veronika wußte Alles und schalt sie nicht, sondern liebte sie und war ihr so gut und freundlich wie eine Mutter. „Und Deine Mutter," sagte Veronika, „Elise, hast Du sie seitdem nicht gesehen und weißt, wie es ihr geht?"

Der ernste Ton ging ihr zu Herzen, aber nur einen Augenblick. Die Erinnerung brachte die alte Erbitterung wieder. „Weißt Du, was ich gelitten habe?" rief sie, „weißst Du, was es heißt, solche Eltern zu haben? O, ich hasse sie, ich verfluche sie, ich" — sie hielt inne, aber weniger weil Veronika aufgesprungen war und ihr mit Gewalt den Mund zuhielt, als weil sie keinen stärkeren Ausdruck mehr finden konnte. Sie blickte in Veronika's entsetzte Augen, und es ergriff sie ein Entsetzen über sich selbst, daß sie weinend zusammenbrach. Sie bereute nicht, die Worte, die sie eben gesprochen, aber sie fühlte wieder die damaligen Empfindungen, den nagenden Gram in sich aufsteigen, und das, das fürchtete sie, jetzt, da sie den Vorgesmack eines Friedens seit den wenigen Tagen gekostet.

„Elise," sagte Veronika, welche sich indessen überlegt hatte, was sie am Besten sagen und thun sollte, „Elise, ich werde morgen, wenn ich die Erlaubniß erhalte, zu Deiner Mutter gehen

und sehen, wie es ihr geht, und Dir dann Nachricht bringen. Denke Dir, wie sie sich ängstigen wird."

"Ängstigen," warf Elise ein, "das wird sie nicht viel. Und wenn sie es auch thut . . ."

"Am Gotteswillen, Elise, sprich nicht so, bedenke doch, jedes Wort ist ja eine Sünde. Es ist Dir auch nicht bedacht, Du bist so aufgeregert und weißt nicht, was Du sagst. Erzähle mir noch etwas von Deinem Dienste."

"Ach," sagte Elise, "ich kann nicht viel erzählen. Frau Schiebele ist gut, ja sie ist mir gut, sie sagt mir nicht viel, sondern läßt mich in Ruhe, ich habe mir Alles bald gemerkt und ich glaube, sie ist mit mir zufrieden. Ich glaube, ich kann sie noch einmal lieb gewinnen."

"Und warum willst Du sie nicht gleich lieb haben, da sie so gut ist?" rief Veronika; "weißt Du, was ich denke?"

Elise sah sie gespannt an. "Wäre es nicht gut, wenn Du ihr Alles aufrichtig erzähltest und sie um ihre Vermittelung bei der Mutter bätest? Glaube mir, Elise, das solltest Du thun."

Davon wollte Elise jedoch nichts wissen; sie schüttelte stumm, aber hartnäckig den Kopf, und Veronika überzeugte sich, daß sie heute nicht dazu zu bewegen sein würde. Alles kindliche Gefühl schien in ihr erloschen, und doch war dem nicht so. Jetzt zum ersten Male, seitdem sie ihre Mutter verlassen, stand die Erinnerung an sie nicht mehr so kalt und abstoßend vor ihrer Seele. Sie konnte auch derselben nichts anderes vorwerfen, als daß sie dem Vater nicht entgegengetreten sei und ihr Kind gegen seine Zumuthungen nicht geschützt habe. Zudem war sie krank und leidend; lag in dieser körperlichen Schwäche nicht schon eine Entschuldigung für ihre geistige Schwäche und Hilflosigkeit? O gewiß, und Elise sah zum ersten Male ein und gestand sich, daß ihre Mutter ebenso, vielleicht noch mehr zu bedauern und zu bemitleiden wäre, als sie selbst. Hatte sie nicht eben so sehr von den Rohheiten des Vaters zu leiden? und jetzt, da Elise fort war, lag sie fast den ganzen Tag allein und einsam, und keine Pflege wurde ihr zu Theil. Wie war es doch möglich, daß sie in diesen Tagen nicht einmal von Herzen an sie gedacht? Sie war ganz von ihrem Hesse, ihrer Verkehrtheit und ihrem Unglücke befangen gewesen, und andererseits hatte der Dienst ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Sie fühlte, daß sie vielleicht wieder nach Hause zurückkehren müsse, und dieser Gedanke trieb sie von Veronika fort, denn nur unter dem Dache ihrer neuen Herrschaft glaubte sie sich in Ruhe und Frieden und vor Nachforschungen gesichert.

Veronika drückte sie beim Abschied an ihr Herz und nahm sich vor, fleißig für sie zu beten, daß Gott ihr Herz erweichen und sie glücklich wieder zu den Ihrigen zurückführe. Dann versprach sie ihr, sobald als möglich Nachricht von ihrer Mutter zu bringen, und Elise ging beruhigt von ihr fort. Am andern Tage gelang es Veronika, ein freies Viertelstündchen zu gewinnen, und sie eilte zu dem Hause ihrer Tante. Hatte sie bei ihrem ersten Eintritte in diese Stube zurückgeschauert, so jetzt noch mehr, denn jetzt wußte sie, wie viel Jammer in ihr lebte.

Frau Fischering war glücklich, als sie hörte, daß ihre Tochter noch lebte, denn seit jenem Abend hatten ihr Elisens Worte: „Eher werf' ich mich in den Rhein“ unaufhörlich in den Ohren,

und sie glaubte, als Tag auf Tag und Nacht auf Nacht verging, sie würde ihren entsetzlichen Vorfall ausgeführt haben. Mit Bitten und Thränen drang sie in ihren Mann, die nöthigen Schritte zu thun, um über Elisens Verbleiben Auskunft zu erhalten und wenn auch mit Hilfe der Polizei ihre Spur zu verfolgen; der würdige Vater wollte aber nichts davon wissen; „sie wird schon wiederkommen, wenn die Noth sie treibt," sagte er, und „todt ist todt, dann ist das Geld erst recht sorgeworfen, und sie ist keinen Pfennig werth." Mit ähnlichen Worten suchte er sich den Jammer und die Klagen seiner Frau vom Halse zu halten. Die einzige Hilfe, zu der er sich nothgedrungen herbeigelassen hatte, war eine Nachbarnsrau zu holen, die das Essen kochte und sonst nöthige Dienstleistungen verrichtete, da die Kranke zu Allem unfähig war.

Elisens Mutter hatte in diesen Tagen und den langen Stunden des Alleinseins Muße gehabt, über die Beweggründe der Flucht ihrer Tochter näher nachzudenken, und wenn sie aufrichtig sein wollte, konnte sie nicht lange im Zweifel darüber sein. Sie sah wieder im Geiste die großen, grauen Augen, die oft so furchtbar auf ihr gehaftet hatten, so schmerzlich, als wenn sie die Mutter wie ein trauriges, unerklärliches Räthsel betrachteten, bei dem jede Frage vergebens sein würde, und von dessen Lösung ihr Geist ohne Worte eine Ahnung in sich trage. Sie sah weiter das arme Kind, wie sie den sie überfluthenden Beschimpfungen und Drohungen nur ein beharrliches Schweigen entgegengesetzte, wie sie ihre täglichen Beschäftigungen stillschweigend und langsam verrichtete, alles aber, was nicht unumgänglich nöthig war, als ganz überflüssig betrachtete; wie sie oft eine Stunde lang ohne ein Wort oder eine Bewegung in dem Winkel auf der Erde saß, wie sie überhaupt von Nichts sprach, an Nichts Antheil nahm; und doch war Elise als Kind so lebhaft, so munter gewesen! Was mochte in solchen stillen Augenblicken in ihr vorgehen? denn daß etwas in ihrem Innern lebte und arbeitete, das sagten ihre häufigen Thränen, ihre von tiefem Schmerz sprechenden Augen, das bittere Lächeln, das zuweilen wie ein Blitz ihr bleiches Gesicht durchzuckte. Die Fabrik! Frau Fischering wußte wohl, was es für ein sonst ordentliches Mädchen hieß, in die Fabrik zu gehen. Jetzt dämmerte etwas in ihr auf von dem, was Elise dabei empfinden mußte, und wie sie sich dagegen mit aller Kraft gestraubt hatte. Wie war es möglich, daß sie so stumm und todt dagelegen, während ihr Kind weinte und bat und in Verzweiflung war? Warum hatte sie sich nicht auf seine Seite gestellt und gesagt, daß Elise ihr zur Pflege nöthig war? denn daß sie ihrer wirklich bedurfte, sah sie jetzt recht wohl ein, und was hätte sie darum gegeben, sie nur wieder gesund bei sich zu haben!

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Berlin. Wie man hört, sind die Verhandlungen der Staatsregierung mit dem heil. Stuhl, im Interesse der kathol. Militärseelsorge einen Feldbischof in der Person des ausgezeichneten Prälaten Dr. Pellgram in Berlin zu ernennen, so weit gediehen, daß demnächst die Präkonisation desselben in Rom erfolgen dürfte. Auch soll man für die bevorstehende Bischofs-

wahl in Trier auf Hrn. Feldpropst Pellbram die Augen gerichtet haben. Wir nehmen davon mit Freude Akt, weil der verehrte Prälat in der That alle Eigenschaften besitzt, welche die Uebertragung so hoher kirchlicher Ehren auf ihn rechtfertigen.

In Wiesbaden erschien kürzlich in dem eleganten Spielfalon des Kurkaales ein harmloser Handwerksbursche, ein ehrlicher Schwabe. An einen der glänzenden Moulettische herantretend, legte er bescheiden zwei Sechskreuzerstücke auf Nr. 19. „Qu'est ce cela?“ („Was ist das?“) fragte etwas nasersimpfend der französische Croupier (aus der Nähe von Frankfurt). — „Na dösch sein zwölfs Kreuzer?“ — „Mais on ne joue pas ici en bagatelle, la mise est au moins un florin.“ („Aber hier wird nicht um solch eine Kleinigkeit gespielt, der geringste Einsatz ist ein Gulden.“) — Da zieht der muthige Bursche seinen Lederbeutel, zählt sechzig Kreuzer ab und schiebt sie auf die 19. Der Croupier wirft diese verächtlich in einen Kasten und setzt dagegen ein blankes Guldenstück auf die Nummer. Die Kugel rollt, fällt und: Dix-neuf, rouge (Neunzehn, roth) annonciert man, und 35 Gulden werden auf die Nummer 19 ausgezahlt. Aller Augen richteten sich auf den Burschen, „der nichts davon verstand.“ „Prenez votre argent!“ (Nehmt Euer Geld!) ruft ihm der Croupier zu. „Ja wie ist jetzt dösch?“ fragt er ganz verblüfft. „Der ganze Krempel gehört Ihnen.“ verdeutscht ihm ein gemüthlicher Berliner. Dies hören und die ganze grüne Tafel gründlich abräumen, war das Werk eines Augenblicks. Verwundert sieht ihm die Versammlung zu. Er aber packt den „Krempel“ in seine Mütze und ist, seinen Ziegenhainer schwenkend, in drei Sätzen und mit einem fidelen Hurrah zur Thür hinaus, begleitet von dem Gelächter der ganzen Gesellschaft, von der es keinem einzigen einfiel, die aus Irrthum eingestrichenen Einsätze zu reklamiren.

München. Der „B. R.“ erzählt: „In jüngster Zeit starben zwei, den höheren Ständen angehörige Damen, die eine hier, die andere auf einem Gute in Schwaben, welche merkwürdigerweise alle bedeutenderen Ereignisse des Lebens zu gleicher Zeit, zur selben Stunde verlebten. Sie wurden an Einem Tage geboren, gingen beide an einem Tage zum ersten Male zur heil. Communion, traten an Einem Tage in ein Erziehungs-Institut und verließen es an Einem Tage, heiratheten Beide an Einem Tage und kamen mit dem ersten Kinde Beide an Einem Tage nieder. Als die eine der beiden Damen erfuhr, daß die andere, die Gräfin F., am Sterben sei, sprach sie die feste Ueberzeugung aus, daß sie dann ebenfalls nicht mehr lange leben werde. Die Gräfin F. starb und am zweiten Tage darnach war auch ihre Freundin, die so treulich alle Freuden und Leiden des Lebens mit

ihr getheilt hatte, nach nur einhalbstündigem Unwohlsein erloschen. Die angeführten Thatsachen können wir verbürgen.“

Baiern. Zur Illustration des Tempora mutantur (die Zeiten ändern sich), erzählt man Folgendes: Vor ungefähr 30 Jahren saßen auf der Kneipe des Corps „Bavaria“ zu Würzburg vier lustige Gesellen: ein Leibbursch mit seinen drei Leibküchen, „Füchse, trinkt ex pleno,“ schrie der Leibbursch, und freudig leiteten die drei Füchse ihre Gläser. Die drei Füchse wurden älter, wurden Burschen und zugleich Chargirte (Vorstände) dieses Corps. Und heut zu Tage nach 30 Jahren sind sie allerdings nicht mehr Chargirte des Corps „Bavaria,“ aber Chargirte des Königreichs Bavaria. Der eine ist der Finanzminister v. Pfesser, der zweite ist der Justizminister v. Bomhardt und der dritte der Präsident von Oberbayern Hr. v. Zu-Rhein. Und was ist denn der Leibbursch, der früher Herrscher dieser drei Füchse, wird man fragen? — Rgl. bairischer pensionirter Votocollecteur.

** (Unverhoffte Beförderung.) Jüngst kam ein Gutbesitzer bei Graz in seine Sennhütte und fand zu seinem Ersauern in derselben ein neugeborenes Knäblein auf dem Strohliegen. Bei demselben lag ein Zettel, worauf zu lesen war: Mathäus heiß ich, keine Eltern weiß ich, sechs Tage bin ich alt, bitt schön um Aufenthalt!“

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Fr. Josephine Bittmann, Hr. Schneidmstr. Fr. Plubzynski, Reiffe; Fr. Marie v. Oesterroth, Hr. Reg.-Aff. B. Gump, Danzig; Fr. Hedwig Hande, Hr. Kreisrichter W. Frauenstädt, Bad Langenau; Fr. B. Neumann, Hr. Rm. G. Neumann, Breslau; Fr. Emilie Schwarz, Hr. F. Betensied, Breslau; Fr. Marie Seidel, Hr. Rm. C. F. Jung, Breslau; Fr. B. Lunow, Hr. A. Neumann, Neumarkt.

Gestorben. Rathsherr Mor. Pellbram, Sagan; Fr. Rm. Kalus, Glatz; Sekretär C. Marx, Breslau; Maurermstr. C. Brand, Breslau; Fr. Bäckereibes. M. Zächste, Reichau; Marie, Fr. Kränzel, Herrnsdorf; Fr. Friederike Rothe, Patzschau; Fr. Assessor Marie Ketosch geb. Trosta, Berlin; Fr. Feldmesser Agnes Schylla I. geb. v. Flug, Dels; Rm. C. Grimm, Carlshöhe D/S.; Lehrer C. Wulle, Gr.-Kriegwitz; Cond. Richard Scholz, Breslau.

Todes-Anzeige.

Den heute früh um 5 Uhr in einem Alter von 63 Jahren an der Wassersucht und einem organischen Magenleiden erfolgten Tod ihrer theuren Mutter erlauben sich entfernten Verwandten und Freunden in tiefer Betrübniß anzuzeigen

Großenbohrau, den 7. September 1864.

Auguste Schumacher.

Ernst Schumacher, Pfarrer.

[258]

W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede-
Straße 35.

Breslauer Börse vom 12. September 1864.

Getreide-Preise vom 12. Septbr.

Freiw.Staats-Anl. 4½	—	Posener Pfandbr. 3½	—	Schles.neneLit.B. 4	—	W. Weizen	Schl. 65—72—80 Sgr.
convert.v. 50 u. 52 4	97½ B.	do. do. 4	—	do. Lit. C. . . . 4	100½ B.	G. Weizen	62—67—71 .
Preuss. Anl. 1853 4	—	do. do. neue 4	96½ B.	do. Lit. B. . . . 3½	—	Roggen	40—42—44 .
Preuss. Anl. 55.56 4½	101½ B.	Schles. Pfandbr. 3½	93 B.	Schles. Rentenbr. 4	98½ G.	Gerste	40—41—44 .
Preuss. Anl. v. 59 5	106½ B.	do. Rustical 4	100½ B.	Posen. Rentenbr. 4	96½ B.	Hafer	22—30—32 .
Präm.-Anl. 1855 3½	127½ B.	do. do. 3½	—	Oesterr.Nat.-Anl. 5	69 B.	Erbsen	50—54—62 .
Staats-Schuldsch. 3½	89 G.	Schles.neneLit.A. 4	100½ B.	Oesterr. Banknoten	87½ G.	Kartoffeln	Sack 24—30 Sgr.

Raps und Rübsen, pro 150 Pfd.	
Raps	178—194—212 Sgr.
Winter-Rübsen .	180—188—205 .
Sommer-Rübsen	150—176—188 .